

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 24 (2017)
Heft: 269

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektiven

Nino Cozzio:

Das Interview

Walter Mittelholzer:

Das Buch

«St.Galler Tagblatt»:

Der Umbau

Georg Gatsas:

In Südafrika

«Ich sah mich immer als CVP-Stadtrat – mit Betonung auf Stadtrat»



Nino Cozzio tritt nach über zehn Jahren als Sozial- und Sicherheitsdirektor der Stadt St.Gallen krankheits- halber auf Ende Jahr zurück. Ein Gespräch über den Zu- stand der CVP, das urbane Leben und das Dilemma «sichere Stadt vs. offene Gesellschaft».

INTERVIEW: CORINNE RIEDENER, BILD: PD

Saiten: In der Juni-Ausgabe von Saiten schreibt Markus Rohner, dass die CVP ein Identitätsproblem habe. Wie schätzen Sie den Zustand Ihrer Partei anno 2017 ein?

Nino Cozzio: Im Moment hat sie sicher einen schweren Stand. Das ist schon seit Jahren so, hat sich aber nochmal akzentuiert, wie man unter anderem auch an den Wahlen in der Stadt St.Gallen sehen konnte: Wir haben drei Sitze verloren und letztlich auch ein Stadtratsmandat. Das war eine bittere Pille.

Woran liegt es?

Schwer zu sagen... Durststrecken gibt es bekanntlich in allen Parteien, leider dauert jene der CVP nun schon eine ganze Weile an. Vielleicht hat es damit zu tun, dass die CVP im Kanton St.Gallen lange mit Abstand die mächtigste Partei war. Das kann mit der Zeit auch träg machen. Früher hatte man auf der CVP-Liste jedenfalls immer recht gute Chancen, gewählt zu werden, da man im Kanton quasi eine absolute Mehrheit hatte – was natürlich auch nicht gerade ideal ist, zumindest nicht in meiner Vorstellung von Demokratie...

Ist es wirklich nur die Trägheit?

Nein, es liegt auch an gesellschaftlichen Veränderungen. Ursprünglich war die CVP eine klar katholische Partei. Heute ist das zwar nicht mehr so, aber diesen Stempel trägt sie nach wie vor. Früher hat man gegen «die Liberalen» gekämpft und dafür, dass die Kirche im Staat weiterhin etwas zu sagen hat. Dieser Kulturkampf hat damals sehr viele Leute hinter der CVP vereint. Heute fehlen der Partei solche Alleinstellungsmerkmale.

In diesen Zeiten, wo man so gern von der «Verteidigung des christlichen Abendlandes» spricht, wie es auch «Ihr» Nationalrat Gerhard Pfister tut, gäbe es doch für die CVP reichlich Anschlusspotenzial, oder nicht?

Das könnte man meinen, aber dafür müsste man auch voll auf diese Karte setzen. Und die CVP ist ja heutzutage gar nicht mehr so eng mit der Kirche verbunden wie noch vor 20 oder 30 Jahren. Abgesehen davon fände ich es ohnehin falsch, wenn man aus rein aktuellen Gründen wieder näher zur Kirche rücken würde oder, schlimmer noch, einen streng anti-islamischen Kurs fahren würde, in der Hoffnung, noch ein paar Christen für sich zu gewinnen. Wähleranteile sollte man sich grundsätzlich nicht durch Ausgrenzung anderer Gemeinschaften sichern. Wenn eine Partei sagt, dass sie einen religiösen Hintergrund zulässt, finde ich das zwar gut, trotzdem muss es für alle Platz haben, auch für solche, die mit der Kirche nicht mehr viel anfangen können. Ich selber bin praktizierender Katholik, bin aber auch nicht überall einverstanden mit der Kirche: Die Stellung der Frauen in der katholischen Kirche beispielsweise müsste man dringend überdenken. Doch wie gesagt: Die CVP hat sich gewandelt und beschäftigt sich längst auch mit anderen Themen, nicht mehr nur mit dem Verhältnis von Kirche und Staat.

Wo liegen denn die Themen bzw. Schwerpunkte, mit denen sich die CVP heute wieder profilieren könnte?

Nicht weit entfernt von dem, womit sich die CVP schon in den letzten Jahrzehnten beschäftigt hat: Einerseits die Familienpolitik – und damit meine ich das familiäre Zusammenleben im 21. Jahrhundert, also nicht mehr bloss Mann, Frau und Kind, sondern jegliche Familienformen, die es gibt. Da geht es um die Frage, wie man dieses Gebilde schützen kann; wie man Menschen schützen kann, die Verantwortung für andere tragen. Und zweitens – weil die CVP als

Mitte-Partei aus einem christlich-sozialen und einem Wirtschaftsflügel besteht – das Gewerbe. Es freut mich zwar, wenn Markus Rohner mich im Saiten-Magazin als «einen der profiliertesten Sozialpolitiker» beschreibt, trotzdem bin ich der Meinung, dass das Eine nicht ohne das Andere geht: Man kann keine solide Sozialpolitik betreiben, wenn man die Wirtschaft links liegen lässt. Den Nöten der Menschen kommen wir nicht mit rein politischen Massnahmen bei, dafür braucht es unter anderem Arbeitsplätze und einen stabilen Haushalt. Zudem glaube ich, dass die meisten Verantwortlichen in der Wirtschaft relativ sozial denken.

Was aber auch zum guten Ton gehört: Wer sich als Unternehmer heutzutage nicht sozial und nachhaltig gibt, hat ziemlich schnell einen Shitstorm am Hals...

Sicher, aber letztendlich setze ich doch auf ein ernsthaftes Verantwortungsgefühl. Das würde auch gut zur CVP passen. Darum nochmals: Sich wirtschaftlich zu betätigen und Gewinn anzustreben, ist nicht per se falsch, denn jeder Franken, den wir für soziale Zwecke ausgeben, muss vorher verdient werden. Diese Prämisse muss Platz haben in der CVP, andernfalls könnte ich mich nicht identifizieren mit dieser Partei.

Bei der CVP geht es immer um den Kompromiss. Und dieser ist in der Regel wahnsinnig unspektakulär.

Trotzdem werden Sie, vor allem im Kanton, eher als (linker) Sozialpolitiker wahrgenommen und weniger als strammer «Gwerbler».

Das ist so. Gut möglich, dass meine Kantonsratsfraktion nach rechts gerutscht ist. Oder ich nach links – schwer zu sagen. Sicher ist, dass man als Sozialdirektor einer Stadt mit der Zeit einen anderen Zugang zu gewissen Fragen entwickelt, was sich letztlich auch auf die politischen Positionen auswirken kann.

Haben Sie dafür ein konkretes Beispiel?

Das nicht, aber ich bin beispielsweise absolut überzeugt von unserem – vernünftig ausgebauten – Sozialstaat, von dem auch Leute in meiner Partei sagen, dass er zu weit gehe. Ich persönlich würde etwa das soziale Existenzminimum nicht weiter kürzen, aber das sehen lange nicht alle so in meiner Partei.

Gerade an der Sozialen Frage zeigt sich doch das Dilemma der CVP: Die einen ticken noch nach alter CSP-Schule, die anderen haben sich der Wirtschaft verschrieben.

Ja, vielleicht ist das das Problem: Die CVP ist im Moment weder Fisch noch Vogel... Früher waren wir «katholisch» und hatten somit einen klaren Kristallisationspunkt, heute wollen wir vieles vereinen, was dazu führt, dass unsere Kernthemen auch von den anderen Parteien abgedeckt werden; das soziale Element von der Linken, das wirtschaftliche von den Freisinnigen und das ökologische von den Grünen. Diese Parteien können viel mehr als Einheit auftreten. Aufgrund unserer internen Diskussionen – die wir leider auch nicht immer führen und danach dafür die Quittung kassieren – wird jedenfalls klar: Bei der CVP geht es immer um

den Kompromiss. Und dieser ist in der Regel wahnsinnig unspektakulär. Weil wir, zum Beispiel auch Punkto Kinderzulagen, nicht ganz so weit gehen wollen wie die SP, aber auch nicht ganz untätig sein wollen wie die FDP. Zugegeben, sehr oft haben wir auch die Mehrheit bei den Abstimmungen, weil es eben ein Kompromiss ist, aber diesen im Vorfeld den Medien und der Öffentlichkeit zu verkaufen, ist wesentlich schwieriger, als wenn man wie die SVP einfach auf den Tisch klopfen und sagen würde: «Alle Ausländer raus!»

Sie geben sich als Konsenspolitiker, trotzdem ecken Sie an im Kantonsrat...

Das kann sein, aber rein von meinem Naturell her passe ich nunmal zur CVP. Ich bin jedenfalls noch nie geschnitten worden von meiner Fraktion, wenn ich anders gestimmt habe als sie. Auch darum fühle ich mich wohl in meiner Partei, denn wenn das nicht mehr drinliegt, müsste ich auch nicht mehr im Kantonsrat sitzen, sondern könnte unseren Fraktionschef abstimmen lassen.

Wechseln wir zur Stadt: Gibt es rückblickend Dinge, die Sie anders gemacht hätten in den vergangenen zehn Jahren als Stadtrat?

Aufs und Abs gibt es bekanntlich immer, grundsätzlich ist meine Bilanz aber sehr positiv. Ich konnte zwar nicht alle meine Anliegen durchsetzen, aber das gehört dazu in einem kollegial orientierten Gremium. Und ich kann guten Gewissens sagen, dass die Zusammenarbeit im Stadtrat aus meiner Sicht immer gut geklappt hat, egal in welcher Zusammensetzung.

Beim Thema Videoüberwachung gab es damals ja ordentlich Gegenwind...

Ja, damit muss man leben in der Politik. Ich empfand die Diskussion als sehr wertvoll. Nicht zuletzt, weil sie uns geholfen hat, die Vorlage zu optimieren, sprich die Stadt nicht vorauseilend mit möglicherweise unnötigen Videoüberwachungsanlagen zu überziehen – trotz deutlicher Zustimmung bei den Stimmberechtigten.

Auf der einen Seite gibt es die Kritik an der Überwachung und am Polizeireglement, auf der anderen steht das subjektive Sicherheitsempfinden und die «Angst vor dem Terror». Wie geht man als Polizeichef mit diesem Dilemma «sichere Stadt vs. offene Gesellschaft» um?

Prinzipiell beeinträchtigt jede Sicherheitsmassnahme, die man trifft, irgendwo auch die Freiheit. Im Fall der Videoüberwachung ist es jedenfalls so, und heute scheint es, als wären die Menschen wieder eher bereit, dem Sicherheitsgedanken etwas von ihrer Freiheit zu opfern. Wobei ich der Meinung bin, dass wir in St.Gallen ein gutes Mittelmass gefunden haben. Bis jetzt ist in unserer nahen Umgebung zum Glück nichts passiert, trotzdem müssen wir uns polizeilich darauf einstellen, dass das auch bei uns der Fall sein könnte. Einfach gesagt: Ja, dafür brauchen wir Informationen – und die entsprechenden Möglichkeiten, an diese heranzukommen. Ich glaube zwar, dass wir es diesbezüglich nicht übertrieben haben in der Stadt St.Gallen, trotzdem finde ich, dass die Polizeipräsenz noch weiter ausgebaut werden sollte – was ziemlich teuer ist: Eine Doppelpatrouille über 24 Stunden benötigt durchschnittlich etwa neun bis zehn Vollzeitangestellte. Wenn man also die Präsenz zu Spitzenzeiten markant heraufahren wollte, bräuchte man dafür etwa 100 oder 200 Leute. Und selbst dann wäre die Polizei nicht wirklich sichtbarer.

Sind denn Terroranschläge in St.Gallen überhaupt ein Thema auf politischer Ebene?

Vorstösse direkt gibt es nicht, aber in der städtischen GPK oder der neuen «Kommission Sicherheit und Soziales» wird schon über Terrorismus diskutiert, etwa nach den Anschlägen in Manchester oder London. Da will man zum Beispiel wissen, ob die Polizei an einem St.Galler Fest oder vergleichbaren Anlässen auf eine höhere Präsenz setzt beziehungsweise weitere Vorkehrungen trifft.

Kann man das subjektive Sicherheitsbedürfnis nicht auch anders befriedigen als mit erhöhter Polizeipräsenz?

Schwierig. Präsenz ist erwiesenermassen das Effektivste: Wenn die Bevölkerung sieht, dass jemand vor Ort ist und schnell reagieren kann im Ernstfall, dann fühlt sie sich am sichersten. Mit kommunikativen Massnahmen allein ist es nicht getan. Sicher, man kann es betonen, wenn beispielsweise die Verbrechensrate zurückgegangen ist, aber solche Statistiken sind immer auch heikel: Wenn man mehr Betäubungsmittelkontrollen durchführt, weist die Statistik am Ende auch mehr Drogendelikte auf. Das würde dann eher zur «subjektiven Verunsicherung» beitragen. Und der Umkehrschluss wäre, dass es ohne Kontrollen auch keine Kriminalität gibt, was natürlich kolossal falsch ist. Deshalb setzen wir auf Präsenz.

Die Trennung von Menschen in «Christen» und «Muslime» ist ohnehin nicht vertretbar, nicht zuletzt, weil ich glaube, dass kein normaler Mensch Terror befürwortet, egal welchem Glauben er oder sie angehört.

Trotzdem fürchten sich Herr und Frau Schweizer gern, hat man den Eindruck. Im Moment vor allem vor «dem Islam»: Wo immer ein islamistischer Anschlag verübt wird, erwartet man von den Muslimen, sich kollektiv davon zu distanzieren. Es dominiert eine «Wir gegen Die»-Mentalität. Müsste die Parole aus Ihrer Sicht als Sozial- und Sicherheitsdirektor nicht vielmehr lauten «Wir alle zusammen gegen den Terror»?

Das wäre das Ziel, klar! Daran arbeiten wir unter anderem mit den interreligiösen Dialogwochen oder dem alljährlichen Begegnungstag. Ausserdem gibt es regelmässige Gespräche zwischen verschiedenen Imamen und dem Direktor Soziales und Sicherheit, wo man gemeinsame Strategien erarbeitet und Vorurteile abzubauen versucht. Die Trennung von Menschen in «Christen» und «Muslime» ist ohnehin nicht vertretbar, nicht zuletzt, weil ich glaube, dass kein normaler Mensch Terror befürwortet, egal welchem Glauben er oder sie angehört.

Ist Racial Profiling ein Thema bei der Stadtpolizei?

Ja, dazu gibt es Schulungen. 2011 beispielsweise haben wir uns an einem Projekt mit nigerianischen Polizisten beteiligt, die zusammen mit St.Galler Polizisten im Aussendienst waren. Das wurde als sehr wertvoll empfunden und hat den Blick auf beiden Seiten geöffnet. Ganz vermeiden kann man Kontrollen aufgrund äusserlicher Merkmale leider nicht,

denn die sogenannten «Chügelidealer» kommen nunmal grösstenteils aus Nigeria und radikale Islamisten tendenziell aus dem Nahen Osten oder aus Nordafrika. Das stellt die Polizei natürlich vor Fragen: Wie verhält man sich zum Beispiel, wenn man jemanden gefilzt hat, der offensichtlich unschuldig ist? Entschuldigt man sich, trotz Zeitdruck? Oder macht man einfach weiter?

Wäre es also nicht sinnvoll, bei der Polizei endlich auch Leute mit C-Bewilligung einzustellen, wie es unter anderem in den Kantonen Basel-Stadt oder Neuenburg der Fall ist? Früher oder später wird das Corps ohnehin bunt gemischt sein...

Das wäre sicher hilfreich, ja, aber momentan braucht man bei der St.Galler Polizei noch das Schweizer Bürgerrecht. Das Corps hat sich aber auch so verändert in den letzten Jahren; mittlerweile gibt es doch einige Polizisten mit Migrationshintergrund, aus Ex-Jugoslawien beispielsweise. Wir sind jedenfalls offen für jede Bewerbung. Die Frage ist eher, ob jemand überhaupt in der Justiz arbeiten will... Wer in Uniform in der Stadt herumläuft, kann ja nicht nur an das Gute im Menschen glauben – und trotzdem muss genau das die Grundhaltung sein, wenn man diesen Beruf länger aushalten will.

Und als Sozialdirektor der Stadt mit den höchsten Sozialausgaben im Kanton, sieht man da manchmal auch nur noch die Probleme?

Auch ich muss meinen Blick hin und wieder reinigen, klar. Wenn ich nur noch die Sozialfälle vor Augen habe, versuche ich mir stets zu vergegenwärtigen, was unsere Stadt sonst noch alles zu bieten hat: eine renommierte Universität, diverse Kulturinstitutionen, gute Einkaufsmöglichkeiten und so weiter. Am mühsamsten sind übrigens die Parkbussen; wenn mir Leute böse Briefe schreiben, weil sie sich ungerecht behandelt fühlen.

Auch der Veranstalter des Weieren-Festivals fühlte sich von den Behörden ungerecht behandelt. Die Lärmschutzaufgaben seien zu streng, sagt er, und man habe das Bewilligungsverfahren absichtlich verzögert. Ähnliches hört man auch von anderen Kulturschaffenden und Veranstaltern. Haben wir in St.Gallen ein «Kultur-Problem»?

Das hoffe ich nicht, denn grundsätzlich sind alle gleich zu behandeln. Abgesehen davon fühlen sich nicht nur Kulturschaffende benachteiligt, dasselbe höre ich auch vom Gewerbe und von der Gastronomie. Man muss einfach sehen: Die Stadt ist ein enger Raum mit vielen verschiedenen Anspruchsgruppen, da kann es schnell passieren, dass man sich gegenseitig auf die Füsse tritt. Umso wichtiger ist es, einen guten Ausgleich zu finden.

Und dabei hilft eine restriktive Bewilligungspraxis?

Wir sind nicht so streng und bündig, wie manche meinen. Aber ja, diesen Vorwurf mussten wir uns unter anderem auch im Zusammenhang mit dem St.Galler Fest gefallen lassen. Nur gab es dort schlagartig Verbesserungen, seit es um ein Uhr nachts fertig ist: Wir haben wesentlich weniger Schlägereien und kaum mehr nennenswerte Probleme mit Alkohol. Nochmal: In einer Stadt hat man alle möglichen – oft gegenläufigen – Interessen unter einem Dach. Die einen wollen schlafen, die anderen bis in die Morgenstunden feiern und die Dritten wollen eine möglichst grosse Gartenbeiz. Dem muss man gerecht werden. Darum prüfen wir auch regelmässig, ob unsere Bewilligungspraxis noch à jour ist. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass wir nicht vielleicht doch überreglementiert sind und da und dort etwas ent-

schlacken könnten. Selbst ich sehe manchmal Dinge, von denen ich mich frage, ob man das jetzt unbedingt so regeln muss. Wenn ich aber nachfrage, leuchtet mir die Begründung in den meisten Fällen durchaus ein.

Wir sind nicht so streng und bündig, wie manche meinen.

Demnach müsste man gewisse Abmachungen, Vorschriften und Auflagen einfach transparenter vermitteln, im Sinne einer städtischen Öffentlichkeit?

Ja, an diesem Punkt könnte man sicher ansetzen. Es hilft, wenn man etwas vernünftig erklären kann. Und ich will auch gar nicht behaupten, dass von unserer Seite her alles immer optimal läuft. Trotzdem: Das Recht muss für alle gelten. Angenommen es gehen Lärmklagen ein, dann ist die Polizei verpflichtet zum Ausrücken – egal wie viele es sind. Das ist generell etwas vom Schwierigsten: Man steht uniformiert auf dem Platz, rundherum wollen alle ein schönes Fest und somit nichts weniger als einen Beamten, der ihnen sagt, dass es zu laut sei.

Schauen wir in die Zukunft: Welche Herausforderungen werden in den nächsten zehn Jahren auf die Stadt St.Gallen zukommen?

Es gibt Fragen im Migrationsbereich, etwa punkto Flüchtlings- und Integration. Ziel ist das Miteinander auf Augenhöhe, dafür müssen wir die gegenseitige Verträglichkeit steigern. Ich benutze bewusst nicht das Wort Toleranz, weil es gerne etwas «von oben herab» klingt. Ausserdem hoffe ich, dass St.Gallen weiterhin eine soziale Stadt bleibt – mit den gleichen Chancen für alle. Wobei ich lieber von Chancengerechtigkeit rede und nicht von Chancengleichheit, da es diese real nicht gibt. Und nicht zu vergessen: die Herausforderungen im demografischen Bereich. Deshalb kann ich es auch nicht verstehen, dass sich manche ständig über zu viele Ausländer beklagen. Sie halten die Stadt jung und tragen aktiv zum Funktionieren unserer Gesellschaft bei, so wie meine Eltern damals. Ohne die Einwanderinnen und Einwanderer wird die Schweiz früher oder später überaltern.

Haben Sie zum Schluss noch Tipps oder einen Ratschlag für Ihren Nachfolger oder Ihre Nachfolgerin?

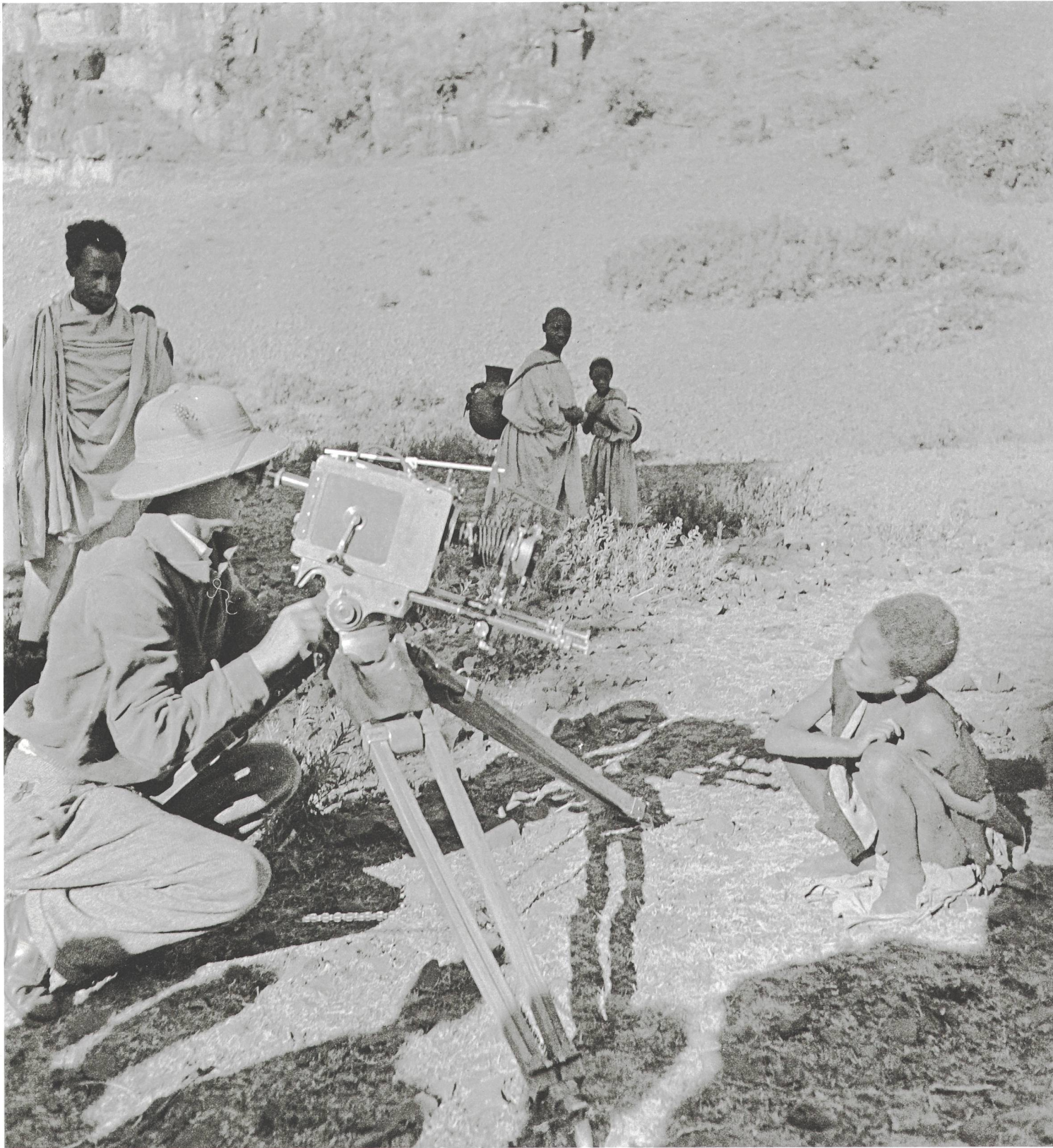
Er oder sie sollte die Stadt und ihre Leute mögen – und aus dieser Haltung heraus versuchen, das Beste zu machen. Als Stadtrat muss man für alle da sein. Und Mitglied der Exekutive zu sein, heisst auch, dass man sich nicht nur auf die Parteipositionen zurückzieht, sondern auch hin und wieder in den Clinch geht mit den eigenen Leuten. Will heissen: Ich sah mich immer als CVP-Stadtrat – mit Betonung auf Stadtrat. Egal wie die Wahl im September ausgeht, ich hoffe, dass sich mein Nachfolger oder meine Nachfolgerin auch über die Parteigrenzen hinaus einen Namen verschafft. Natürlich würde es mich freuen, wenn das jemand aus meiner Partei wäre.

Corinne Riedener, 1984, ist Saitenredaktorin.

Der Geschäftsmann mit den schönen Bildern

Die ETH-Bibliothek hat ein Buch mit Fotografien von Walter Mittelholzer und eine begleitende Essay über den Flieger und Medienunternehmer Mittelholzer-Ausstellung kuratierte.

TEXT: STEFAN KELLER



Mittelholzer herausgegeben. Bildauswahl und der stammen von Kaspar Surber, der 2014 die St.Galler



Abessinienflug 1934: Abessinischer Knabe wird fotografiert – Übergabe von Schild und Degen an Walter Mittelholzer. Bilder: ETH-Bibliothek, Zürich

Das frühe 20. Jahrhundert war eine Zeit der Flugpioniere, der abenteuerlichen Flugrekorde von jungen Männern mit wenig erprobten, riskanten Geräten: 1909 überflog Louis Blériot als erster Mensch den Ärmelkanal, 1913 überquerte Oskar Bider die Pyrenäen und dann die Alpen hin und zurück, 1927 flog Charles Lindbergh von New York nach Paris, ohne unterwegs zu landen, er wurde auf einen Schlag weltberühmt.

Vom Fliegen hatten die Menschen immer geträumt, jetzt war es für einige möglich. Aus der Ostschweiz startete man fasziniert über den Bodensee nach Friedrichshafen, wo schon seit 1900 die Zeppelin-Luftschiffe aufstiegen, die später ebenfalls den Atlantik überquerten und ungeheuer populär wurden. Von jeder Stadt wurden damals Fotografien mit einer über den Kirchtürmen schwebenden Zeppelinzigarre als Fortschrittssymbol verkauft. Fast gleichzeitig wie die Luftfahrt waren nämlich, dank neuen Drucktechnologien und dank dem Tourismus, Ansichtskarten massentauglich geworden.

Dass die Fliegerei und die Entwicklung der Medien im letzten Jahrhundert überhaupt vielfältig verbunden sind, zeigt der lehrreiche Text von Kaspar Surber, der den kürzlich erschienenen Bildband mit Fotografien von Walter Mittelholzer einleitet.

Der 1894 in St.Gallen als Bäckerssohn geborene und schon 1937 bei einem Bergunfall im Tirol gestorbene Mittelholzer gilt heute als grosser Schweizer Flugpionier – so lernten wir es in der

Schule –, noch mehr aber war er ein Fotografie- und Filmpionier. Sein technischer Ehrgeiz konzentrierte sich weniger auf neue Höhen- oder Distanzrekorde (fliegerisch soll er sogar Schwächen gezeigt haben), als auf die mediale Aufbereitung und kommerzielle Verwertung seiner Flüge. Mittelholzer wurde, nach der Lehrzeit als Militäraufklärer im Ersten Weltkrieg, ein fliegender Reporter der buchstäblichen Art: ein populärer Reiseautor, der sich – anders als viele andere Afrika- oder Orientschriftsteller aus westlichen Metropolen – seinen exotischen Zielen nicht mehr mühsam durch Wüsten, Dschungel und Savannen annähern musste, sondern sie relativ komfortabel durch die Lüfte erreichte.

Plötzlich sah man die Erde von oben. Spektakuläre Bilder aus Ballonen hatte es zwar schon zu Zeiten des aus Bazenheid stammenden Eduard Spelterini gegeben, doch die Welt veränderte sich rasend schnell und die Flugzeuge stiessen in nie gesehene Landschaften vor. Die Luftbilder Mittelholzers gefielen allen, sie fanden das Interesse bei den Futuristen, bei der eher linken Werkbund-Kunst und bei den Faschisten; sie wurden von Hermann Göring gelobt. Die Luftfotografie jener Zeit, schreibt Kaspar Surber, habe die künstlerische Ästhetik verändert, Mittelholzer habe den Umstand zu nutzen gewusst, sich aber letztlich vor allem für eins interessiert: «für das Geschäft». Seine fotografischen Reportagen mit der zeittypischen kolonialen Perspektive wurden in den damals topmodernen Fotomagazinen abgedruckt – etwa in der «Schweizer Illustrierten» –, zusammen mit volkskundlich kaschierten Abenteuererzählungen über das Verhalten der «Eingeborenen» in jenen Ländern, die man dabei gerne auch ein bisschen nackter vor die Kamera stellte, als sie normalerweise waren.

Um das Geschäft der Luft- und Reisefotografie zu betreiben, hatte Mittelholzer nach dem Aktivdienst ein Unternehmen gegründet, aus dem bald die Swissair entstand, die Vorgängerfirma der heutigen Fluggesellschaft Swiss. Seine Bücher erreichten für Schweizer Verhältnisse exorbitante Verkaufszahlen. Er selber bekam den Status eines lebenden Nationalhelden. Mittelholzer schrieb allerdings nicht etwa nachträglich Bücher über besonders lohnende Reisen, sondern er reiste, um Buchverträge zu erfüllen. Er fotografierte am Polarkreis (1923), immer wieder über der Schweiz und über den Alpen, auf dem Weg nach Teheran (1924/25) und ein erstes Mal in Afrika (1927), am Mittelmeer (1928), über dem Kilimandscharo (1930), über dem Tschadsee (1931) und in Äthiopien (1934), wo er Kaiser Haile Selassie ein Flugzeug verkaufte.

Ausser Reportagen und Bildern entstanden auf den Expeditionen auch Filme, und natürlich flog Mittelholzer nicht etwa als Einzelner mit der Kamera durch die Welt, sondern mit einem Team von Fachleuten in einem für Fotografien und Filmarbeiten extra eingerichteten Flugzeug, das sogar eine Dunkelkammer besass – auf der Bordtoilette.

Mittelholzers Bilder liegen heute in der ETH-Bibliothek in Zürich, digitalisiert und übers Internet zugänglich. Die Urheberrechte sind erloschen, alle können die Bilder benutzen. Es ist wichtig und schön, dass Mittelholzers Werk im Moment der unkontrollierten Verbreitung noch einmal kulturwissenschaftlich – mit postkolonialem Blick – kommentiert worden ist.

Kaspar Surber: *Walter Mittelholzer revisited*. Aus dem Fotoarchiv von Walter Mittelholzer. Scheidegger & Spiess, Zürich 2017, Fr. 59.–

«Unsere ärgsten Konkurrenten sind Facebook und Google»



Identisch im Mantelteil: «St.Galler Tagblatt» und «Luzerner Zeitung», hier Titel und Seite 3 der Ausgabe vom 21. Juni.

Das «St.Galler Tagblatt» reagiert auf den Inserate-rückgang und baut sich zur Zweibundzeitung um. Chefredaktor Stefan Schmid über die Folgen.

INTERVIEW: PETER SURBER

Saiten: Stefan Schmid, ab Dienstag 4. Juli erscheint das «St.Galler Tagblatt» erstmals als Zweibundzeitung in Kooperation mit der «Luzerner Zeitung». Einen halben Monat vorher, am 14. Juni hat die Redaktion des «Tagblatts» gegen jene der «Luzerner Zeitung» getuschelt. Wie ging das Freundschaftsspiel aus?

Stefan Schmid: St.Gallen hat 3:1 gewonnen. Es war ein ganz flottes Spiel, kollegial und trotzdem intensiv, beide wollten gewinnen, und am Ende standen wir auf der glücklicheren Seite.

Gilt das auch für das publizistische Duell der beiden Zeitungen?

Früher war das Gefühl des Gegeneinanderseins stärker, die Angst in Luzern wie in St.Gallen, es könnten mit einem gemeinsamen Mantel Kompetenzen oder Arbeitsplätze wegfallen. Dieses Denken hat sich aber sehr stark verflüchtigt und ist dem Bewusstsein gewichen, dass wir im gleichen Boot sitzen, dass wir nur gemeinsam eine Überlebenschance haben – man muss das so sagen. Und dass wir Regionalmedien gemeinsame Interessen innerhalb der NZZ-Mediengruppe haben.

Früher waren auch die Blätter sehr unterschiedlich. Die «Luzerner Zeitung» war boulevard-näher, das «Tagblatt» war schöner und seriöser. Jetzt ist das Layout identisch, Luzern hat sich komplett angepasst. Gibt es die beiden Kulturen nicht mehr?

Dank dem gemeinsamen Layout sehen die Zeitungen seit letztem Herbst zwar nicht gleich, aber ähnlich aus. Die Idee dahinter war, Texte eins zu eins austauschen zu können und damit in der Herstellung einen Effizienzgewinn zu erzielen. Bereits heute teilen wir die Ressorts auf. Die Thema-Seiten zwei und drei, die ja unser Filetstück sind, werden abwechselnd je einen Monat lang in Luzern und in St.Gallen produziert, aber inhaltlich gemeinsam diskutiert. Das Inland wird immer in St.Gallen, das Ausland immer in Luzern produziert, die Wirtschaft an beiden Standorten, der Focus hier in St.Gallen, und der Sport getrennt – dort sind die Interessen zu verschieden. Bei der Sonntagszeitung entsteht der über-

regionale Mantel in Luzern, der Leben-Bund in St.Gallen. Wir haben die Aufgaben brüderlich und schwesterlich aufgeteilt und auf Opfersymmetrie geschaut. Entstanden ist ein schweizweit einzigartiges Modell unter Mitsprache beider Standorte – was in der täglichen Kleinarbeit manchmal mühsam sein kann; aber inzwischen haben wir uns gefunden und kennen uns.

Das ist der heutige Stand – was ändert sich jetzt mit der Zweibundzeitung?

Die Zweibundzeitung ändert am redaktionellen Angebot in der Summe vorläufig nichts. Es ist in erster Linie eine drucktechnische Angelegenheit. Hintergrund ist natürlich der schwindende Inserateumfang. Unsere Bunde werden in der Tendenz dünner, das ist das eine – und das andere: Wenn wir nur noch zwei Bunde drucken, werden in Winkeln Druckkapazitäten für Dritte frei. Unter dem Strich können wir so Einsparungen erzielen und Mehreinnahmen generieren.

Inhaltlich bleibt alles beim Alten, auch auf den Kulturseiten?

Die Zweibundzeitung schafft Vereinfachungen. Der erste Bund ist mehrheitlich überregional, der zweite Bund lokal und regional, die beiden Bunde sind gleich dick. Der Sport ist künftig Backpage im zweiten Bund. Der Focus wird im ersten Bund sein, aber aufgeteilt in zwei überregionale Seiten, die wir gemeinsam bestreiten, und eine Ostschweizer Kulturseite. Unsere Luzerner Kollegen hatten bisher kein Focus-Ressort, sondern betrieben eher klassische, regionale Kulturberichterstattung. Der St.Galler Focus ist bekannt: ein Gemischtwarenladen, der dafür immer wieder Überraschungen bringt und Themenschwerpunkte setzen kann. Künftig müssen wir stärker fragen: Was interessiert beide? Nationale und internationale Kulturereignisse vom Nobelpreis bis zum Filmfestival Locarno, aber auch Kulturphänomene und Debatten, wie sie das klassische Feuilleton kennt, sollen mehr Platz bekommen.

Bisher gab es manchmal zwei bis drei Seiten mit regionalen Kulturstoffen – Themen, die die Luzerner Leserschaft kaum interessieren. Kommt die Ostschweizer Kultur künftig nicht zu kurz?

Es gibt Überlegungen, die Seite Ostschweiz-Kultur neu auszurichten. Eine Abschaffung steht nicht zur Debatte. Klar ist: Wir wollen auch künftig einen starken Kulturteil. Luzern und St.Gallen legen ihre Kräfte zusammen, daraus entsteht ein grosses Team, das auch spezielle Leistungen erbringen kann. Wir erhoffen uns im überregionalen Bereich eine Stärkung – auch wenn die Ostschweiz unser Hauptfokus ist und bleibt.

Wie für die Kultur gilt auch für die Wirtschaft: Das Regionale ist entscheidend. Gibt es dort eine ähnliche Lösung?

Die Wirtschaft bauen wir aus, genau genommen ist das schon jetzt passiert. Das hat seinen Grund darin, dass die Luzerner eine starke Wirtschaftsredaktion und ein Flair für konsumentennahe Themen haben. Wir müssen auch hier Themen suchen, die Breitenwirkung haben. Wir sind eine Zeitung für alle, kein Spartenmedium. Oft spielt der lokale Aspekt auch nicht die entscheidende Rolle. Unter den Krankenkassenprämien leiden die Urner genauso wie die Ausserrhodener. Oder: Roaming interessiert in Stans genauso wie in Arbon.

Im zweiten Bund kommen Lokal- und Ostschweizteil zusammen. Passt das alles rein? Oder wird im Lokalen abgebaut?

Wir haben uns entschieden, den zweiten Bund mit dem Lokalen anzufangen, nicht mit der Ostschweiz. Denn der Hauptgrund, warum sie das «Tagblatt» oder eine seiner Regionalausgaben abonniert haben, ist für die meisten Leserinnen und Leser die eigene Gemeinde: Dort, wo man wohnt, ist man maximal interessiert. Die Ostschweiz bekommt eine eigene Aufschlagseite in der Mitte. Allerdings: Der Inserateverkauf geht weiter zurück, das bereitet mir und uns allen Bauchweh. Setzt sich diese Entwicklung fort, werden wir mittelfristig nicht darum herumkommen, uns auch im Lokalen noch stärker zu fokussieren und den Mut zu haben, Nachrichten wegzulassen, vermehrt Eigenrecherchen statt Agendajournalismus zu treiben. Das ist aber keine Folge der Zweibundzeitung. Es ist ein genereller Trend, von dem niemand weiss, wohin er noch führen wird. Da müssen wir ehrlich sein.

Das ist nicht einfach ein Inseraterückgang, sondern ein eigentlicher Einbruch. Niemand weiss, wie sich diese Einnahmenverluste auffangen lassen.

Die Rückgänge sind offenbar nicht zu stoppen.

Die Inseraterträge liegen branchenweit dieses Jahr rund zehn Prozent unter den budgetierten Einnahmen. Das Tagblatt steht zwar besser da als die Konkurrenz. Doch das ist ein schwacher Trost, wenn es abwärts geht. Fakt ist: Das ist nicht einfach ein Rückgang, sondern ein eigentlicher Einbruch. Niemand weiss so recht, wie sich diese Einnahmenverluste auffangen lassen.

Dank Online?

Das ist unsere Strategie. Wir sind dran, die Redaktion auf Konvergenz auszurichten und wollen stärker mit TVO und FM1today zusammenarbeiten. Unser neuer Onlinechef, Martin Oswald, ist ein hervorragender Typ, ein St.Galler mit sehr viel Knowhow.

Quasi als «Ersatz» für die Tageszeitung gibt es fast überall ein Dorfblatt oder Onlinemedium. Das «Tagblatt» will im Lokalen gewinnen, aber zugleich im Lokalen reduzieren – ein Widerspruch.

Es ist nicht so, dass wir das wollen. Oder dass wir die kleinen Lokalnachrichten nicht für wichtig halten. Aber wir haben die Mittel nicht mehr, um in der bisherigen Breite zu berichten. Die sogenannten Hyper-Local-Medien sind tatsächlich in. Aber das «Tagblatt» ist zu gross, um hyper-local zu sein. Im Print wollen wir eine Vollzeitung bleiben. Wir wollen über Trump berichten, mit einer Ostschweizer Brille auf das Bundeshaus blicken, wir wollen einen guten Inlandteil haben, weil wir das in unserem föderalistischen System für wichtig halten. Und wir wollen zugleich regional-lokal führend sein. Online setzen wir dagegen voll aufs Regionale.

Trotz der weiteren Annäherung an Luzern werden keine Stellen abgebaut?

Die Zusammenarbeit ist bis jetzt ohne Stellenabbau über die Bühne gegangen. Wir haben die Abläufe verschlankt, man nimmt nicht an beiden Standorten die Seiten zweimal in die Hand, das spielt Kräfte frei für Inhaltliches. Gespart wurde insbesondere im Backoffice, im Marketing, in der Druckvorstufe. Mit der Lancierung der Gratiszeitung «A» Mitte August sparen wir zudem bei Druck und Vertrieb. Diese erscheint immer am Donnerstag und ersetzt die bisherigen lokalen Grossauflagen und Gratismedien.

Das hiesse dann: das Gratisblatt für die Werbung, die Bezahlzeitung für die Inhalte?

Nein, nicht ganz. Die Zeitung «A» ist kein reines Werbeprodukt. Sie wird eine ganze Reihe journalistischer Leistungen enthalten. «A» soll einen Zusatznutzen bringen – uns mit zusätzlichen Einnahmen, der Leserschaft mit Service und Unterhaltung.

Personalabbau gab es zumindest bei der Auslandredaktion.

Das stimmt, aber auch das ist ein gesamtschweizerisches Phänomen und schon länger zu beobachten. Als ich vor 17 Jahren in Bern beim «Bund» angefangen habe, gab es eine siebenköpfige Auslandredaktion plus Korrespondenten. Entscheidend ist aber, dass wir weiterhin gute Korrespondenten haben, in Berlin, Paris, Rom usw. ...

Die Welt globalisiert und lokalisiert sich zugleich – für das eine wie für das andere braucht es Leute auf den Redaktionen, die einordnen können, was passiert.

In einer idealen Welt hätte ich gern eine siebenköpfige Auslandredaktion, wo ich am Morgen zum Afrikaspezialisten gehen und ihn bitten kann, wieder einmal eine Analyse zur Hungersnot im Südsudan zu schreiben. Leider gibt es diese Verhältnisse schon länger nicht mehr. Und: Bevor ich beim Ostschweiz-Teil spare, spare ich lieber beim Ausland. Wir müssen hier stark sein. Auslandjournalismus können andere besser.

Als Reaktion auf den angeblichen Verlust des Qualitätsjournalismus in der Schweiz hat sich in Zürich die «Republik» gegründet. Hat das «Tagblatt» eine Abwehrstrategie gegen die «Republik»?

Die «Republik» ist, ernsthaft betrachtet, für uns keine Konkurrenz. Sie konzentriert sich stark auf den Platz Zürich und versteht sich vor allem als Alternative zum «Tagesanzeiger» und den Ringier-Medien, die sich tatsächlich ein Stück weit aus der Publizistik verabschiedet haben. Was man von der NZZ nicht sagen kann, auch von den AZ Medien nicht, denn beide haben keine anderen Standbeine als die Publi-



sommerzeit
ist bierzeit

krug
die quartierbeiz

metzgergasse 28 sankt gallen 071 220 9783 restaurantkrug.ch



LIMON

MEDITERRAN ESSEN & TRINKEN BEI AYDIN



Das Mittelmeer ist ein Meer der unendlichen Vielfalt.
Es ist das Meer der Leuchttürme, der Muscheln, der Sirenen
und der verträumten Inseln...

Restaurant Limon | Lindebühlstrasse 32 | 9000 St.Gallen | 071 222 9 555
bestellung@limon.ch | www.limon.ch

Öffnungszeiten: Mo - Do: 09 - 23 | Fr - Sa: 09 - 01 | So: 16 - 22.30
Neu auch mit Lieferservice!

pro infirmis

Wettbewerb „Im Scheinwerferlicht“

von Pro Infirmis St. Gallen-Appenzell



Ausgezeichnet wird
ein besonderes Engagement
für eine zugängliche Kultur.

Weitere Angaben unter
www.proinfirmis.ch
kantonale Angebote (SG/AI/AR)

zistik. Ich sage: «Wir sind die Republik», weil beim «St.Galler Tagblatt» 150 Journalistinnen und Journalisten nah am Puls der Bevölkerung sind. Dennoch: Ich freue mich auf das Projekt, es sind gute Leute dabei, aber als Konkurrenz sehe ich die «Republik» nicht, erst recht nicht mit ihrer Schwarzmalerei. Unsere Medien sind wahrscheinlich so stark unter Druck wie noch nie – aber zugleich auch so gut wie noch nie. Das heisst: Wir können und müssen selbstbewusster sein.

Was ist Ihre publizistische Vision? Wie sieht das Tagblatt 2020 oder 2025 aus?

Das Tagblatt soll eine gut gemachte, überraschende, kritische, recherchierende...

... sie tönen gut eingeübt, diese Sätze ...

... nein, das ist meine Überzeugung ... – das Tagblatt soll eine gute Regionalzeitung sein mit klarem Fokus auf die Ostschweiz, und es soll eine politische Zeitung sein, die zu reden gibt, die Debatten anstösst und prägt.

Wäre es sinnvoll, die Tageszeitungen für den Service public, den sie leisten, staatlich zu unterstützen?

In einer idealen Welt: Nein. Aber ich schliesse nicht aus, dass wir auch in der Schweiz in den kommenden Jahren eine intensivere Debatte führen müssen über staatliche Medienfinanzierung, wenn sich die Medienkrise so zuspitzen sollte, dass es Kantone gibt, die keine regionale Zeitung mehr haben. Es braucht die Medien als Kontrollorgane, um den Verwaltungen auf die Finger zu schauen. Ich wünsche mir eine staatliche Finanzierung nicht. Ich wünsche mir vielmehr, dass es genug Leute gibt, die an einer kritischen unabhängigen Ostschweizer Tageszeitung interessiert und bereit sind, dafür zu zahlen.

Mit den jungen Leserinnen und Lesern bricht eine ganze Generation von Nicht-Abonnenten weg. Diese Generation ist mit Gratismedien aufgewachsen und kaum geneigt, für Inhalte zu zahlen.

Tatsächlich sind unsere wahren Konkurrenten nicht Tamedia oder die «Republik» oder Saiten, sondern Facebook und Google. Sie graben uns die Werbung ab. Und wenn sie auch noch beginnen, eigene Inhalte zu produzieren, wird es kritisch. Denn Facebook weiss genau, wer Du bist, wohin Du in die Ferien gehst etc. – das eröffnet Perspektiven für personalisierte Inhalte, die brutal sein könnten. Die Ära, als man mit einer Zeitung automatisch Millionen verdient hat, ist längst vorbei. Wir müssen uns Gedanken um ein Geschäftsmodell für die Zukunft machen. Die Zeit dafür wird knapp, aber wir dürfen die Zuversicht nicht verlieren, auch mit sinkenden Mitteln guten Journalismus zu machen, der den eigenen und den gesellschaftlichen Ansprüchen gerecht wird.



Stefan Schmid, 1978, ist seit einem Jahr Chefredaktor des «St.Galler Tagblatts». In Wittenbach aufgewachsen, war Schmid bereits 2005 bis 2011 als Inlandredaktor und Blattmacher in St.Gallen tätig. Danach war er Inlandchef bei den AZ Medien.

Kein Abbau beim «Tagblatt» – vorläufig

Ein Kommentar von Hanspeter Spörri

Eine Zeitung wie das «St.Galler Tagblatt» ist durch nichts zu ersetzen. Nicht durch ein hoffentlich tiftiges, tiefeschürfendes und politisch waches Kulturmagazin «Saiten»; nicht durch die von einer engagierten Crew um die Journalisten Christof Moser und Constantin Seibt ins Leben gerufene «Republik» mit ihrem sensationellen Crowdfunding-Erfolg; nicht durch Dorfzeitungen wie die informative «Tüfner Poscht».

Was immer off- und online neu entsteht und sich in Nischen erfolgreich entwickelt, hat ein politisch, kulturell oder kommunal definiertes, begrenztes Publikum. Die Leserinnen und Leser des «St.Galler Tagblatts» und anderer Regionalzeitungen kommen jedoch aus allen gesellschaftlichen Schichten und politischen Lagern. Regionalzeitungen gehören – wenn sie gut gemacht sind – zu den wenigen Medien, die ausserhalb von Filterblasen existieren. Deshalb ist es nötig, sich für das «Tagblatt» einzusetzen – auch wenn man sich hin und wieder über das Blatt ärgert, wenn es manchmal eine Haltung vertritt, die der eigenen zuwiderläuft.

Gegenwärtig erleben die Medien wohl den grössten Strukturwandel der letzten Jahrzehnte. Die heutigen Regionalzeitungen, die aus dem Prozess der Pressekonzentration, der um 1960 eingesetzt hatte, als regionale Monopolisten hervorgegangen waren, lebten jahrelang gut. Das «St.Galler Tagblatt» und die «Neue Luzerner Zeitung», beide im Besitz der NZZ, lieferten hohe Beträge nach Zürich. Sie rentierten noch, als es der NZZ bereits schlecht ging. Aber die Erlöse aus dem Inserategeschäft gehen weiter zurück. Aufhalten lässt sich diese Entwicklung nicht. Zu einschneidend ist der digitale Wandel, zu verführerisch sind die Gratis-Angebote im Netz.

Was das «St.Galler Tagblatt» jetzt macht – es arbeitet mit der «Neuen Luzerner Zeitung» zusammen, Teile beider Zeitungen sind identisch –, und was es plant – eine Zweibund- an Stelle der bisherigen Dreibundzeitung – bedeutet noch nicht Abbau. Aber der kann folgen. Die schlankere Zeitungsstruktur ermöglicht Einsparungen im Druckbereich und erleichtert künftig die weitere Reduktion der redaktionellen Leistung.

Die Kolleginnen und Kollegen beim «Tagblatt» bewundere ich. Sie haben auch in Zeiten zunehmender Unsicherheit immer wieder solides journalistisches Handwerk praktiziert. Auch der Zusammenarbeit mit Luzern haben sie sich gestellt, obwohl es schwierig ist, zwei Redaktionen mit derart unterschiedlichen Kulturen zusammenzuführen.

In St.Gallen war man bisher dem allzu Boulevardesken abhold. Kommentare wurden eher mit einer abwägenden und differenzierenden Haltung verfasst, während in Luzern tendenziell frisch-fröhlich drauflos gemeint wurde. Die St.Galler Redaktion wurde deshalb manchmal als farblos kritisiert – zu Unrecht, wage ich zu behaupten. In Luzern war man stolz darauf, einen strikt bürgerlichen Kurs zu fahren – was hiess, dass die Zeitung häufig einseitig kommentierte, Fakten und Meinung vermischte – wenn es nur der angeblich bürgerlichen Sache diene.

Ein gemeinsamer Zeitungsmantel – das war auch einmal meine Idee, als ich die Berner Tageszeitung «Der Bund» leiten durfte, die damals ebenfalls noch im Besitz der NZZ war (heute Tamedia) und jährlich Verluste in Millionenhöhe verursachte. Mehr als zehn Jahre ist das jetzt her. Es kam damals zwar zu einer losen Zusammenarbeit der drei NZZ-Regionalzeitungen. Sie förderte die Qualität. Kosten konnten damit aber kaum gesenkt werden. Meine Einsicht damals: Es geht nur mit einer gemeinsamen Chefredaktion und dem Befehl von oben. Die NZZ-Leitung wollte oder konnte dies damals nicht durchsetzen.

Nun aber gibt es für «Tagblatt» und «Luzerner Zeitung» mit Pascal Hollenstein einen gemeinsamen Chef. Er nennt sich bescheiden Leiter. Der Chefredaktoren-Titel ist den regionalen Chefs in Luzern und St.Gallen vorbehalten. Eine Wirkung bisher: Die politischen Teile der «Neuen Luzerner Zeitung» sind vielfältiger geworden. Das «St.Galler Tagblatt» hat aufgedreht. Hoffentlich ist es nicht nur ein kurzes Aufflammen.

Auch Fehler wurden bereits gemacht. Den Rauswurf des freien Mitarbeiters Hanspeter Guggenbühl (Saiten berichtete) bedauere ich sehr – auch wenn er für die Redaktionen ein schwieriger Partner war. Er gehört zu den wenigen Energiefachleuten unter den Journalisten. Gerade angesichts der problematischen Entwicklung der Strommärkte würde ich einen kritischen Geist wie Guggenbühl gerne weiterhin in «meinem Tagblatt» lesen.

Und was, wenn die Erträge weiter zurückgehen? Regionalzeitungen sind für eine gedeihliche gesellschaftliche Entwicklung ebenso wichtig wie der Bauernstand. Einige ihrer Leistungen dürfte man im Notfall durchaus mit öffentlichen Geldern abgelden.

Hanspeter Spörri, 1953, ist freier Journalist und Moderator in Teufen und Vorstandspräsident des Vereins Saiten. Er war 2001 bis 2006 Chefredaktor der Tageszeitung «Der Bund» in Bern.



Tebogo Ribane VI



Diese zwei Bilder sind Teil einer kollaborativen Serie, die Georg Gatsas mit Tebogo Ribane an mehreren Johannesburger Plätzen und in verschiedenen Aufmachungen fotografiert hat. Tebogo Ribane, 1990, ist zusammen mit Manthe und Kay Kay Ribane Teil des performativen Künstler-, Styling- und Designkollektivs Dear Ribane. Georg Gatsas, 1978, ist Künstler und pendelt zwischen Ostschweiz, Zürich, London und Johannesburg. Zuletzt war er vom 10. April bis 22. Mai 2017 in Johannesburg, mit einem Atelierstipendium der Pro Helvetia.

25. – 27. AUGUST

CLANX FESTIVAL

APPENZEL



Die Reise
beginnt auf
clanx.ch

Kantine Grande Opening Sa 9 Sep

Flügel – Scheuba und Palfrader Do 14 Sep

Soundsnoise Festival Fr 15 & Sa 16 Sep

● **spielboden**

Der Tolerator – Thomas Maurer Di 10 Okt

5K HD Do 19 Okt

Schnipo Schranke Mi 25 Okt

Peter Evens Do 26 Okt

OK Kid Fr 27 Okt

Pretty City Mi 8 Nov

Faber Di 14 Nov

Sofa Surfers Fr 17 Nov

aktionstheater ensemble Di 5/Do 7/Fr 8/Sa 9 Dez

The Wooden Sky Di 12 Dez

Spielboden Dornbirn Färbergasse 15, A 6850 Dornbirn

Tel. +43 5572 21933, spielboden@spielboden.at, www.spielboden.at

Grafik: © 5K HD